

Leseprobe

LAWRENCE ELLIOTT · Der Mann, der überlebte

Leseprobe

LAWRENCE ELLIOTT

Der Mann, der überlebte

George W. Carver –
eine faszinierende Lebensgeschichte

Leseprobe

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
„George Washington Carver: The Man Who Overcame“
bei Prentice-Hall, Inc., Englewood Cliffs, N.J.
(c) 1966 by Lawrence Elliot
Aus dem Amerikanischen übertragen von Hans-Georg Noack

In diesem Buch wiedergegebene Dialoge enthalten diskriminierende Sprache,
die weder damals angemessen war, noch es heute ist.
Sie dient jedoch der authentischen Darstellung der damaligen Umstände.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

1. neubearbeitete Auflage 2021
© 1967 Neukirchener Verlagsgesellschaft mbH, Neukirchen-Vluyn
Alle Rechte vorbehalten
Umschlaggestaltung: xxxxx
Textliche Überarbeitung: Dorothee Dziewas
DTP: Breklumer Print-Service, www.breklumer-print-service.com
Verwendete Schrift: Scala, Scala Sans
Gesamtherstellung: xxxx
Printed in xxxx
ISBN 978-3-7615-6767-8 Print
ISBN 978-3-7615-6729-6 E-Book

www.neukirchener-verlage.de

Inhalt

I.	Der Sklave, der den Süden befreite	7
II.	Ein Rennpferd als Lösegeld	10
III.	Rosen und Dornen	33
IV.	Getreu in Studium und Arbeit	69
V.	Tuskegee	95
VI.	Die fahrende Schule	117
VII.	„Herr Schöpfer, wozu hast du die Erdnuss erschaffen“?	147
VIII.	Der Sand der Zeit	185
IX.	Jahre der Ernte	220
X.	Eine Zeit zu sterben	247

I. Der Sklave, der den Süden befreite

Messt mich nicht an den Höhen, die ich erreicht habe,
sondern an den Tiefen, aus denen ich gekommen bin.

Frederick Douglass

Manche sagen, er sei der bemerkenswerteste Amerikaner, der je gelebt hat. Niemand wusste mehr als er über den chemischen Zauber der Pflanzen, niemand konnte ihn besser für die Menschen nutzen. Er arbeitete in einem Labor, das aus Schrott zusammengebaut war. Er benutzte rostige Tiegel und behelfsmäßige Messbecher, aber damit zerlegte er die Materie in ihre geheimnisvollen Bestandteile und fügte sie zu neuen Nahrungsmitteln, Arzneien und Baustoffen zusammen.

Er zerrieb heimische Erde zu Farben und malte mit den Fingern so herrliche Bilder, dass Galerien und Museen darum bettelten, sie kaufen zu dürfen. Er lehnte ab und verschenkte die Bilder stattdessen an seine Freunde. Heute hängen sie in bescheidenen Wohnungen in Chicago, Detroit und Tuskegee, Alabama. Er machte Kuchen aus Erdnüssen und Salate aus Kräutern, und die großen Hotels verwendeten seine Rezepte. Ohne richtige Ausbildung wurde er Pianist und gab Konzerte im ganzen Land, um Geld für das unbekannte kleine Col-

lege zu sammeln, an dem er unterrichtete. Ohne lange nachzudenken, lehnte er das Angebot ab, für ein Jahresgehalt von 100.000 Dollar bei Edison zu arbeiten. Immer wieder sagte er, zum Heiraten habe er keine Zeit, aber wenn man ihn um Pflanzensamen bat, fand er die Zeit, sie zu verschicken. Und wenn er an einem Vorgarten vorüberkam, in dem die Rosen kränkelten, blieb er stehen und erklärte dem Besitzer, was den Blumen fehlte.

Die Präsidenten John Calvin Coolidge und Franklin Roosevelt besuchten ihn. Ausländische Regierungen fragten ihn ebenso um Rat wie einfache Leute aus aller Welt. Henry Wallace, Henry Ford und Mahatma Gandhi waren seine Freunde.

Und trotzdem wurden ihm unzählige Türen vor der Nase zugeschlagen.

Kein Mensch hatte einen rauerer Start im Leben als er. Er kannte weder seine Mutter noch seinen Vater und wusste nicht einmal, wann er geboren war. Er wurde als Schwarzer und als Sklave zu Beginn des blutigen Bürgerkrieges geboren, der die legale Sklaverei beendete. Er kam schon krank auf die Welt und es schien sicher, dass er noch in Windeln sterben würde. Nachdem er allen Naturgesetzen zum Trotz doch überlebte, hätte er eigentlich verkrüppelt und verbittert und mit versehrtem Geist heranwachsen müssen, denn Menschen wie ihm wurde Tag für Tag eingebläut, sie seien nicht mehr wert als die Arbeitsohnen; oft genug wurden sie noch schlechter behandelt. Aber sein ganzes Leben lang kämpfte er gegen diese Lüge. Er hegte auch keinen Groll gegen die Menschen, die so etwas sagten. Die Welt, die er sah, war nicht immer sonnig, aber sie war immer voller Hoffnung.

Er war schon über dreißig, als er seine Ausbildung endlich hinter sich gebracht hatte. Von Stadt zu Stadt war er durch den Mittleren Westen gezogen und hatte seine Arbeitskraft gegen

Unterrichtsstunden eingetauscht, wo immer er eine Schule fand, die bereit war, einen schwarzen Jungen aufzunehmen. Seine ganze Jugend lang war die Landstraße sein Zuhause; Hunger und Kälte waren seine treuesten Gefährten. Aber er zog immer weiter und forschte und lernte, und dann flammte der Funke seiner unglaublichen Kreativität irgendwann auf und sollte nie mehr aufhören zu leuchten.

Seine Entdeckungen befreiten den amerikanischen Süden von der Tyrannei des Königs Baumwolle. Millionen von ausgemergelten und unfruchtbaren Äckern gab er die Lebenskraft zurück und fand dann neue, starke Anbauprodukte, die man darauf aussäen konnte. Menschen, die es nicht über sich brachten, sich mit ihm an einen Tisch zu setzen oder ihn auch nur höflich anzureden, profitierten von seinem Genie und taten es gern. Er machte die Häuser verarmter Frauen und Männer in den Südstaaten heller und gab ihren Kindern etwas Hoffnung.

Obwohl er sich nie zu den Ungerechtigkeiten äußerte, die schwarze Menschen in einer weißen Welt erleiden müssen, wird irgendwann deutlich werden, dass er mehr als jede andere Einzelperson dafür getan hat, dass Schwarz und Weiß irgendwann friedlich und gleichberechtigt Seite an Seite leben können.

Dieser Mann hieß George Washington Carver. An jedem Tag seines Lebens arbeitete er unermüdlich und ganz praktisch daran, die Erde für alle Menschen ein bisschen reicher oder gesünder oder schöner zu machen – egal, welche Hautfarbe sie haben. Als er starb, waren alle, die lebten und noch leben würden, plötzlich ärmer geworden.

II. Ein Rennpferd als Lösegeld

„Ich h-hab die Rosen umgepflanzt, Ma'am ... In die S-S-Sonne ... Rosen brauchen S-S-Sonne, Ma'am.“

Carvers George

Es war eine schlimme Zeit. Das Land stöhnte unter dem Krieg zwischen Norden und Süden. Den Farmern und Präriebewohnern Missouris schien es, als hätte sich alles Leid Amerikas zwischen den Grenzen ihres Staates eingenistet. Die meisten von ihnen besaßen einen Sklaven oder auch zwei, damit sie beim Pflügen des widerspenstigen Bodens Hilfe hatten, aber trotzdem hielten sie es mit Abe Lincoln und den Unionstruppen. Und nun waren ihre Prärien Niemandsland, ihre Äcker Schlachtfelder geworden. Freischärler aus dem freien Kansas und Buschklepper aus dem sezessionistischen Arkansas ließen das Land in unaufhörlichen Kämpfen ausbluten. Partisanen und Banditen zogen plündernd und mordend umher. Sie kamen in der Nacht, verbrannten Häuser und Ställe und die Ernte auf den Feldern, ohne lange zu fragen, wessen Besitz da in Flammen aufging. Sie stahlen Lebensmittel und verschleppten Sklaven nach Louisiana und Texas, wo man sie zu kriegsbedingten Wucherpreisen versteigerte.

Auf dem Ozark-Plateau, in der Nähe der Siedlung Diamond Grove, bekam Moses Carver die Schreckensherrschaft der Peitsche zu spüren. Maskierte Männer galoppierten in einer Winternacht auf seinen Hof, legten ihm Daumenschrauben an und hängten ihn in einen Walnussbaum. Sie peitschten ihn aus und verbrannten ihm die nackten Fußsohlen mit glühenden Kohlen, während seine Frau Susan von ihnen festgehalten wurde und sich vor Hilflosigkeit und Angst wand. Immer wieder schrien ihn die Männer an: „Wo hast du dein Geld versteckt? Wo sind deine Nigger, du Yankee-Heuchler?“

Sein Körper schrie nach Hilfe, aber über die Lippen von Moses Carver kam kein Laut. Das Wenige, das er besaß, hatte er sich unermüdlich und fleißig erarbeitet und er hatte einen stahlharten Kern: Lieber wollte er sterben, als diesen Terroristen nachzugeben. Kurz darauf hielten die Maskierten das aufgeregte Stampfen der Pferde im Stall für nahende Truppen. Rachedurstig und frustriert setzten sie eine leere Scheune in Brand und verschwanden dann in der Dunkelheit.

Susan machte ihren Mann von dem Walnussbaum los. Sie legte ihm Wegerichblätter auf die verbrannten Fußsohlen, während ihr die Tränen übers Gesicht liefen. Keiner von beiden sprach, bis Moses schließlich zu seiner Frau sagte, sie solle die Sklavin Mary mit ihren kleinen Kindern aus dem Versteck unter dem Melkhaus holen. Dann saß Moses allein in seinem Blockhaus. Sein Atem ging schwer, während die Flammen der brennenden Scheune vor dem einzigen Fenster der Hütte flackerten und tanzten. Moses dachte darüber nach, wie irrsinnig das alles war. Er hatte so schwer gearbeitet! Er hatte der Trockenheit, den Unwettern und der bitteren Einsamkeit hier im Grenzland getrotzt. Und dass jetzt Männer, die doch Menschen waren wie er selbst, absichtlich sein Lebenswerk vernichteten, konnte er nicht begreifen.

Denn Moses Carver spürte, dass es noch nicht vorbei war. Die nächtlichen Reiter würden wiederkommen.

Er war in den mittleren Jahren, ein hagerer, bärtiger Mann, dessen Kraft seinem furchigen Gesicht anzusehen war – fast 150 Jahre weit konnte er seine Ahnenreihe zurückverfolgen, bis zu der Zeit, als seine Vorfahren auf der Suche nach Freiheit und Chancen von England in die Neue Welt aufgebrochen waren. Eine Generation nach der anderen war weiter westwärts in jungfräuliches Land vorgedrungen. Moses war 1812 an der Grenze von Ohio geboren worden und mit zwanzig zog auch er weiter. In Illinois heiratete er Susan Blue und gemeinsam fuhren sie stromabwärts nach Missouri, überquerten die Prärie und erreichten endlich die Walnussbäume und grünen Weiden am Fuße der Ozark Mountains. Hier, dicht an der Grenze zu Arkansas, erwarben sie ein Stück Land von 160 Morgen.

Es war ein unerbittliches Leben. Ein eiskalter Winterwind wehte von den Bergen herunter und im Sommer schien es keinen Schutz vor der sengenden Hitze zu geben. Ihr einziges Kind, ein kleines Mädchen, verloren sie schon wenige Tage nach der Geburt und es hatte Gott nicht gefallen, ihnen ein zweites zu schenken.

Doch Moses Carver war ein unerbittlicher Mann. Er kämpfte mit Wind, Boden und Sonne. Er baute ein festes Blockhaus und rodete mit Susans Hilfe das Land. Wo einst Wildnis gewesen war, lag jetzt eine ansehnliche Farm. Er züchtete Pferde, gute Pferde, und andere Siedler in der Umgebung sagten, Moses Carver sei der anständigste und fleißigste Mann in ganz Newton County.

Aber er hatte seltsame Ideen. Zum Beispiel hielt er nichts vom Kirchgang, doch er hatte ein Stück Land als Friedhof für die Toten von Diamond Grove hergegeben und in feierlicher

Stille dabeigestanden, als der Pfarrer es weihte. Er wettete auch laut gegen die Sklaverei und behauptete, sie sei sündig und unmoralisch. Und doch hatte er selbst ein Mädchen als Sklavin gekauft.

Niemand, nicht einmal Susan, wusste, welche inneren Kämpfe es ihn gekostet hatte, Geld für einen anderen Menschen zu zahlen. Er besaß keine Feldarbeiter wie die anderen Farmer. Mit den eigenen Händen und gelegentlich angeheuernten Helfern, die auf der Durchreise waren, hatte er all die mühsame Arbeit geleistet, die getan werden musste, und so sollte es auch immer bleiben, schwor er. Aber seiner Frau machte die Einsamkeit der langen Jahre allmählich zu schaffen. Susan hatte ihn gebeten, ihr ein Mädchen zu besorgen, das ihr bei der Hausarbeit helfen und mit dem sie sich während der endlosen Stunden unterhalten konnte, wenn ihr Mann auf den Feldern war. Und so war Moses vor sechs Jahren zu seinem Nachbarn Colonel James Grant gegangen und hatte 700 Dollar für Mary gezahlt. Damals war sie 13 gewesen, ein liebes, aufgewecktes Mädchen, das bei der Arbeit sang. Schon bald war es, als hätte Mary schon immer zur Familie gehört. Als dann Kinder kamen, zählten auch sie selbstverständlich zum Haushalt der Carvers, wenn sie am Leben blieben. Zwei kleine Mädchen lagen am Fuße des Berges begraben, wo auch Susans eigenes Kind zur Ruhe gebettet worden war. Aber die Tatsache, dass er Mary gut behandelte, hatte Moses' Gewissen nicht gänzlich beruhigt. Sklaverei blieb Sklaverei und ob man nun einen Menschen oder hundert kaufte, das war kein Unterschied.

Und nun, an diesem kalten Winterabend, war Moses Carver tief besorgt. Die Banditen würden wiederkommen, daran zweifelte er nicht. Wenn sie das Geld fanden, das er unter dem Bienenkorb versteckt hatte – nun gut. Stahlen sie ihm aber Mary, um sie irgendwo in der Fremde zu versteigern, dann würde er

diese Schuld für den Rest seiner Tage mit sich herumschleppen müssen.

Carvers Mary konnte ihre Ahnenreihe noch nicht einmal bis zu ihrer Mutter verfolgen. Wie so viele Kinder ihres Volkes war sie scheinbar ohne menschliches Zutun und ohne Liebe ins Leben gekommen. Jetzt saß sie in der kleinen, aus nur einem Raum bestehenden Hütte, in der sie mit ihren Kindern wohnte, und drückte ihren neugeborenen Sohn an ihre Brust. Fast pausenlos wurde sein kleiner, gebrechlicher Körper von qualvollem Husten geschüttelt. Mary wusste, wenn sie ihn nicht festhielt und ihr eigenes Leben in seinen Leib hineinbetete, würde der Kleine mit Sicherheit sterben.

Sie wiegte sich behutsam auf ihrem Stuhl hin und her, summte eine Melodie und ließ die sanften schwarzen Augen auf dem kleinen Jim und der vierjährigen Melissa ruhen. Sie lagen wach auf ihrem Rollbett und waren noch ganz steif von der Angst, die sie in dem dunklen Kellerversteck gehabt hatten.

„Macht die Augen zu“, sagte Mary. „Schlaf jetzt!“

Aber die Kinder starrten weiter ins Feuer, während die Mutter sich weiter vor und zurück wiegte und das röchelnde Baby an sich gedrückt hielt. Sie fühlte sich älter, müder und erfahrener, als sie es in ihren jungen Jahren hätte sein sollen. Sie glaubte inzwischen, dass dieses Elend ihrem Volk für immer zgedacht war, und sie hatte Angst, dass ihre eigenen Sorgen noch lange nicht vorüber waren. Zwei Babys hatte sie begraben und der kleine Junge, den sie jetzt im Arm hielt, schien sein Leben in ihren Armen aushusten zu wollen. Sie hatte einen guten Mann gehabt. Aber beim ersten Schnee – das neue Baby war noch keine zwei Monate alt – hatte man von der Grant-Farm einen Boten herüberschickt und ihr ausrichten lassen, dass er tot war.

„Er hat Baumstämme abgefahren“, sagten die Boten mit gesenktem Blick, „und der Ochse ist durchgegangen. Giles ist vom Wagen gefallen und ein Stamm ist über ihn gerollt ...“

Sie sagten wohl noch mehr, denn sie sprachen lange, doch Mary Carver hörte es nicht. Giles war tot. Alles andere spielte keine Rolle. Sie dachte daran, wie er – wann immer er konnte – von der Grant-Farm herübergekommen war und dann neben ihr auf der Schwelle gesessen hatte. Die Nacht war immer etwas weniger finster gewesen, wenn er bei ihr war. Sie dachte an ihre eigene Mädchenzeit auf dem großen Hof zurück, an das rote Steinhaus und an die Hütten dahinter. Dort hatten die Sklaven in den Sommernächten auf dem Boden gesessen und die traurigen Lieder ihrer hoffnungslosen Hoffnung gesungen. Damals hatte Mary ihren Kummer und Schmerz nicht begriffen. Auf kindliche Weise hatte sie Mitleid mit ihnen gehabt, denn sie würden niemals glücklich sein. Aber jetzt verstand sie. Trotz aller Freundlichkeit der Carvers gehörte sie zu diesem Volk – und der Fluch ihres Volkes lag auch auf ihr.

Das Baby hustete und wand sich in ihren Armen, weil es zu ersticken drohte. Mary führte einen Löffel mit Honig und Rainfarn an die Lippen des Kleinen. Er würgte und atmete dann keuchend weiter. Nein, ihr Kummer würde niemals enden. Früher oder später würden die maskierten Männer wiederkommen — und sie mitnehmen.

Sie kamen in der Woche vor Weihnachten, in einer Nacht, in der pfeifender Wind das Land peitschte. Wie im Traum hörte Moses das Hufgeklapper auf der gefrorenen Straße von Diamond Grove näherkommen. Er sprang aus dem Bett.

„Lauf in den Keller!“, befahl er Susan. Dann humpelte er mit Blasen an den Füßen durch die Dunkelheit zur Hütte und rief: „Wach auf, Mary! Sie kommen!“

Er stieß die Tür auf. Die Reiter waren noch nicht auf dem Hof. Verzweifelt dachte er: Es ist noch Zeit, noch ist Zeit! Doch Mary stand bewegungslos neben dem erlöschenden Feuer. Ihre Augen blickten in die Ferne, als hätte sie nichts gehört und verstanden. Sie hielt das kranke Kind an sich gedrückt. Die kleine Melissa klammerte sich an ihr Nachthemd.

„Im Namen des Himmels, beeil dich doch, Mädchen!“, schrie Moses. „Gleich sind sie hier!“

Sie schien sich zu rühren und noch einmal umzusehen, ehe sie floh. Moses nahm den kleinen Jim vom Bett und versuchte, Melissas Hand zu fassen. Aber die Unruhe hatte das Mädchen erschreckt und so vergrub die Kleine das Gesicht am Bein ihrer Mutter.

„Nimm das Mädchen mit!“, rief Moses, während er zur Tür lief. „Und bleib dicht hinter mir!“

Der eiskalte Wind fegte in die offene Hütte. Verzweifelt suchten Marys Augen den kleinen Raum ab. Sie brauchte warme Kleidung für ihr krankes Kind. Eine Decke! Und die ganze Zeit wurden die polternden Hufe der Pferde lauter. Blind und ziellos lief Mary von einer Ecke in die andere, bis endlich die maskierten Männer in die Hütte einbrachen, das Kind aus ihren Armen rissen und Mary gegen die Hüttenwand schleuderten. Dann banden sie ihr die Hände auf den Rücken, hoben sie auf ein Pferd und warfen ihr einen Schal um die Schultern. Wie betäubt von der plötzlichen Kälte flehte sie zitternd: „Bitte wickeln Sie meine Kleinen gut ein!“

Sie hörte keine Antwort, sondern nur den rauen Atem der Männer, die es eilig hatten, wieder aufzusitzen und fortzukommen. Gleich darauf jagten die Pferde die dunkle Straße hinunter.

„Sie haben sie“, flüsterte Moses seiner Frau zu, als er das Geklapper hörte. „Sonst würden sie nicht so schnell weiterreiten.“

„Mary! Mary!“ Susan Carver weinte in der Dunkelheit des Kellers und hielt den kleinen Jim in den Armen.

Und Moses schloss die Augen und sagte: „Herr, vergib mir.“

Am nächsten Morgen ritt er mit einem zweiten Pferd am Halfter nach Diamond Grove, um einen Mann namens Bentley aufzusuchen. Gegen Ende der schlaflosen Nacht war ihm der Gedanke gekommen, dass es vielleicht doch noch eine Möglichkeit gab, Mary zu retten. John Bentley war früher selbst mit den Buschkleppern geritten, behaupteten die Leute, wenn er sich auch jetzt als Unionist bezeichnete. Es konnte doch sein, dass er wusste, wo er die nächtlichen Räuber einholen konnte. Jetzt, als er vor Bentley stand, verlor Moses Carver nicht viele Worte.

„Heute Nacht haben sie mir Mary und zwei von ihren Kindern gestohlen, Bentley. Ich will mich nicht in deine Angelegenheiten mischen, aber wenn du weißt, wo sie geblieben sind, zahle ich gut, wenn du ihnen nachreitest. Nimm Pacer mit. Es ist eines meiner besten Pferde. Kauf Mary dafür frei.“

Bentley fuhr sich mit dem Handrücken übers Kinn. „Was habe ich davon?“, fragte er.

„Bring mir das Mädchen zurück, dann gebe ich dir 40 Morgen Waldland“, versprach Moses Carver.

So einigten sie sich, und noch am Vormittag ritt Bentley gen Süden. Dann wurden für Moses und Susan Carver die Stunden lang. Jede fallende Walnuss klang wie Hufschlag und im winterlichen Dämmerlicht konnte ein windgebeugter Busch aussehen wie ein Mädchen, das sich vor Kälte krümmte und endlich heimkam. Als die Nacht hereinbrach, saßen die Eheleute stumm beim Feuer. Der zweijährige Jim spielte zu ihren Füßen. Es gab nichts zu sagen, nichts zu tun. Sie konnten nur warten.

Sie warteten fünf Tage. Weihnachten kam und ging. Es war eine düstere, freudlose Zeit. Moses stellte sich vor, wie Bentley jetzt vielleicht in einer Bar in Arkansas hockte, sich mit dem

Handrücken übers Kinn fuhr und seinen Kumpanen lachend erzählte, dass ein blöder Yankee-Farmer ihm ein Pferd im Wert von 300 Dollar geschenkt hatte, weil er sich einbildete, Bentley würde hinter einer Bande von Buschkleppern herreiten, die dem Mann sein Sklavenmädchen gestohlen hatten. Dann aber, am sechsten Tag, war draußen im kalten Regen wirklich ein Geräusch vor dem Haus zu hören. Moses lief zur Tür und Susan versuchte, sich an ihm vorbeizudrängen. Es war Bentley. Er war allein, ritt sein eigenes Pferd und führte das Rennpferd hinter sich am Halfter.

Stumm und reglos sahen sie zu, wie Bentley abstieg und ins Haus gestapft kam. Bei jedem Schritt zog er eine Tropfenspur hinter sich her. Dann holte er ein nasses, schmutziges Bündel unter seiner Jacke hervor und streckte es den Carvers entgegen, doch keiner von ihnen griff danach. „Das ist alles, was ich habe“, sagte Bentley. „Ob es noch lebt, weiß ich nicht.“

„Das Baby!“, schrie Susan auf und riss das triefende Bündel an sich. Mit zitternden Fingern zog sie die Lumpen auseinander und sah in das verzerrte dunkle Gesichtchen des Kleinen. Die Lippen und Augenlider waren fast blau. Das Kind lag ganz still in Susans Armen, wie ein neugeborener Sperling, der im Nest gestorben war.

Susan lief, um etwas Milch aufzuwärmen, dann sank sie neben dem Herd auf die Knie und streifte das nasse Leinen von dem dünnen kleinen Körper. Nackt hielt sie ihn so dicht ans Feuer, wie sie nur wagte. Sie drückte seine kleine Brust, ließ Moses nach der Milch laufen und nach einem Löffel Zucker, den er darin verrühren sollte. Während sie einen Löffel der Flüssigkeit an die blauen Lippen führte, war ihr Gesicht ganz angespannt und blass, denn die Milch rann dem Jungen übers Kinn. Dann aber regte er sich, schluckte, weinte leise und tastete mit den Lippen nach mehr.